

Unverkäufliche Leseprobe des List Verlages



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© List Verlag

Weitere Infos unter:

<http://www.list-verlag.de>

Arturo Pérez-Reverte

Die Seekarte

Roman

Aus dem Spanischen
von Ulrich Kunzmann

List

*Die Originalausgabe erschien im Jahr 2000 unter dem Titel
La carta esférica im Verlag Alfaguara, Grupo Santillana de Ediciones,
Madrid.*

*Der List Verlag ist ein Unternehmen der
Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München.*

ISBN 3-471-78442-X

© 2000 by Arturo Pérez-Reverte
*Published by Arrangement with Raquel de la Concha Agencia
Literaria S.L., Spain, and Literarische Agentur Thomas Schlück
GmbH, Germany.*

© der deutschen Ausgabe 2001
*Econ Ullstein List GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten.*

*Printed in Germany.
Lektorat: Bettina Blumenberg
Satz: Franzis print & media, München
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck*

Eine Seekarte ist weitaus mehr als ein unentbehrliches Hilfsmittel, um von einem Ort zu einem anderen zu gelangen; sie ist eine Grafik, ein Blatt der Geschichte, manchmal ein Abenteuerroman.

JACQUES DUPUET. *Der Seemann*

Betrachten wir die Nacht. Sie ist beinahe vollkommen. Man kann den Polarstern genau an seinem Platz erkennen, rechts von der fünffach verlängerten Linie, die Merak und Dubhe bilden. In den nächsten zwanzigtausend Jahren wird der Polarstern an derselben Stelle bleiben; und jeder Seefahrer, der ihn beobachtet, fühlt sich getröstet, wenn er ihn dort oben sieht, weil es gut ist, dass etwas unwandelbar bleibt, während man Kurse auf einer Seekarte oder in der verworrenen Landschaft eines Lebens abstecken will. Geben wir weiter auf die Sterne Acht, so fällt es uns nicht schwer, Orion und danach Perseus und die Plejaden zu finden. Das ist leicht, weil die Nacht klar und wolkenlos ist. Es geht nicht der geringste Lufthauch. Der Südwestwind hat bei Sonnenuntergang aufgehört zu wehen, und das Dock liegt da wie ein schwarzer Spiegel, der die Lichter der Hafenkranne, die angestrahlten Burgen in den Bergen und die – links grünen und rechts roten – Signale der Leuchttürme von San Pedro und Navidad zurückwirft.

Wenden wir uns nun dem Mann zu. Er bewegt sich nicht. Auf die Brüstung einer Mauer gestützt, blickt er in den Himmel, der nach Osten dunkler wird, und denkt, dass

morgen wieder Ostwind wehen und dort draußen hohen Seegang bringen wird. Außerdem scheint es, als lächelte er ein sonderbares Lächeln; könnte jemand sein Gesicht genau sehen, das der Widerschein des Hafens von unten erhellt, so gelangte er zu dem Schluss, dass es ein besseres Lächeln als dieses gibt: ein hoffnungsvolleres, weniger bitteres. Doch wir kennen den Grund. Wir wissen, dass in den letzten Wochen – draußen auf dem Meer und wenige Meilen von hier – Wind und Seegang eine entscheidende Rolle im Leben dieses Mannes gespielt haben. Obwohl sie jetzt überhaupt keine Bedeutung mehr haben.

Verlieren wir ihn nicht aus den Augen, denn wir wollen seine Geschichte erzählen. Wenn wir gemeinsam mit ihm zum Hafen hinüberschauen, bemerken wir die Lichter eines Schiffes, das langsam von der Mole fortstrebt. Wegen der Entfernung und der Geräusche der Stadt erreicht uns der Maschinenlärm nur gedämpft, ebenso das Vibrieren der Schiffsschrauben, die das schwarze Wasser durchpflügen, während die Besatzung die letzten Meter Ankertau an Bord holt. Der Mann, der von der Mauer aus das Schiff beobachtet, fühlt zwei verschiedene Arten von Schmerz: den einen in der Magengrube, wie eine tief empfundene Trauer, die bewirkt, dass sich seine Lippen zu einer Grimasse verziehen – doch bald verstehen wir, dass sie nur so wirkt wie ein Lächeln. Und deutlicher, heftiger pocht an seiner rechten Seite ein anderer Schmerz – dort, wo ihm eine kalte Feuchtigkeit das Hemd am Körper festklebt, wo ihm Blut bis zur Hüfte hinabrinnt und die Hose mit jedem Herzschlag und jedem Pulsieren der Venen weiter von innen durchtränkt.

Ein Glück, schießt es dem Mann durch den Kopf, dass mein Herz heute Nacht so langsam schlägt.

I. Das Los Nummer 307

Ich habe in Bibliotheken gebadet und bin
auf Ozeanen gesegelt.

HERMAN MELVILLE. *Moby Dick*

Wir könnten ihn Ismael nennen, doch in Wirklichkeit hieß er Coy. Ich bin ihm im vorletzten Akt dieser Geschichte begegnet, als er beinahe zu einem Schiffbrüchigen geworden wäre, einem jener Männer, die sich an einen Sarg geklammert über Wasser hielten, während der Walfänger *Rabel* nach seinen verlorenen Söhnen suchte. Damals irrte er schon einige Zeit unsted umher, wie an jenem Nachmittag, als er sich im Auktionshaus Claymore in Barcelona einfand, weil er sich die Zeit vertreiben wollte. Er hatte nur wenig Geld in der Tasche, und sein Zimmer in einer Pension, die nicht weit von den Ramblas entfernt lag, beherbergte nichts als ein paar Bücher, einen Sextanten und das Patent eines Ersten Offiziers, den die Generaldirektion der Handelsmarine vier Monate zuvor für zwei Jahre suspendiert hatte, nachdem die *Isla Negra*, ein Containerschiff von vierzigtausend Tonnen, im Indischen Ozean um 4.20 Uhr morgens während seiner Wache auf Grund gelaufen war.

Auktionen von Schifffahrtsgeräten gefielen Coy, obwohl er es sich damals nicht leisten konnte mitzubieten. Aber das in der ersten Etage eines Hauses in der Calle Consell de Cent gelegene Auktionshaus Claymore hatte zumindest

eine Klimaanlage, zum Schluss wurde stets etwas zu trinken gereicht, und die Empfangsdame war ein Mädchen mit langen Beinen und einem hübschen Lächeln. Es machte ihm Spaß, die bei der Auktion angebotenen Gegenstände zu betrachten und sich vorzustellen, durch welchen Schiffbruch sie hierhin und dorthin verschlagen worden waren, bis sie an der letzten Küste gestrandet waren. So saß er während der ganzen Veranstaltung da, die Hände in den Taschen seiner dunkelblauen Stoffjacke, und musterte aufmerksam die Leute, die seine Lieblingsstücke ergatterten. Oft empfand er Enttäuschung bei diesem Zeitvertreib: Ein prachtvoller Taucheranzug – sein verbeultes und mit ruhmreichen Schrammen übersätes Kupfer erinnerte an Schiffsuntergänge, Schwammkolonien und die Filme Negulescos mit Riesenkalmaren und Sophia Loren, deren Formen sich unter der feuchten Bluse abzeichneten – wurde von einem Antiquar erworben, dem nicht einmal die Hand zitterte, als er das Schild mit seiner Nummer hochhob. Und ein alter, gut erhaltener und in seinem Originalkasten liegender Peilkompass von Browne & Son, für den Coy damals als Student der Seefahrtsschule seine Seele gegeben hätte, erzielte nicht mehr als den Aufrufpreis und wurde einem Kerl zugeschlagen, der aussah, als hätte er nicht die geringste Ahnung vom Meer und wüsste nur, dass sich dieses Stück zehnmal teurer verkaufen ließe, wenn man es ins Schaufenster eines Luxusgeschäfts für Wassersport stellte.

Jedenfalls hatte der Auktionator an diesem Nachmittag gerade die Losnummer 306 zum Aufrufpreis versteigert – ein Ulysse-Nardin-Chronometer der Königlichen Marine Italiens – und prüfte nun seine Notizen, wobei er sich die Brille mit dem Zeigefinger zurechtrückte. Er war ein Mann mit sanften Umgangsformen, fast schon gewagter Kra-

watte und lachsfarbenem Hemd. Zwischen den einzelnen Geboten trank er kleine Schlucke Wasser aus einem Glas, das er in Reichweite stehen hatte.

»Das nächste Los: *Seeatlas der Küsten Spaniens* von Urrutia Salcedo. Nummer dreihundertsieben.«

Diese Ankündigung verband er mit einem diskreten Lächeln, das er, wie Coy durch seine ausgiebigen Beobachtungen wusste, für solche Stücke aufsparte, deren Bedeutung er hervorheben wollte. »Ein kartographisches Kleinod aus dem 18. Jahrhundert«, setzte er nach einer angemessenen Pause hinzu und gab dem Wort »Kleinod« einen ganz besonderen Klang, als täte es ihm Leid, sich von ihm zu trennen. Sein Assistent, ein junger Mann in einem blauen Staubmantel, hob den Großfolioband etwas in die Höhe, damit man ihn im Saal sehen konnte, und Coy betrachtete ihn mit leiser Wehmut: Im Claymore-Katalog hieß es, ein solcher Band werde nur selten zum Verkauf angeboten, da sich die meisten Exemplare in Bibliotheken und Museen befänden. Dieser hier war noch immer in tadellosem Zustand; höchstwahrscheinlich war er nie an Bord eines Schiffes gelangt, wo Feuchtigkeit, Bleistiftstriche und die Arbeit mit den Seekarten nicht wieder gutzumachende Spuren hinterlassen hätten.

Bereits das Angebot, mit dem der Auktionator die Versteigerung eröffnete, hätte Coy ausgereicht, um ein halbes Jahr gut zu leben. Ein Mann mit kräftigen Schultern, breiter Stirn und sehr langem grauen, zu einem Zopf geflochtenem Haar, der in der ersten Reihe saß und dessen Handy zur Empörung des ganzen Saals dreimal geklingelt hatte, hob ein kleines Schild mit der Nummer 11; auch andere Hände fuhren in die Höhe, während die aufmerksamen Augen des Auktionators, der den kleinen Holzhammer

emporhielt, von einem zum anderen wanderten und seine höfliche Stimme jedes Gebot wiederholte, um das nächste mit professioneller Monotonie herauszufordern. Der Auktionspreis hatte sich schon beinahe verdoppelt, und immer mehr Bewerber um das Los Nummer 307 blieben allmählich auf der Strecke. Auf dem Kampfplatz behaupteten sich der Dicke mit dem grauen Zopf, ein Dünner mit Bart, eine Frau, von der Coy nur eine halblange blonde Haarmähne und die Hand sehen konnte, mit der sie ihr Schildchen in die Höhe reckte, und außerdem ein sehr gut gekleideter Glatzkopf. Als die Frau den ursprünglichen Preis verdoppelte, drehte sich der Kerl mit dem grauen Zopf halb um und blickte verärgert zu ihr hinüber. Coy erkannte grünliche Augen und ein herausforderndes Profil, eine große Nase und eine arrogante Miene. Die Hand, die das Schild hochhob, trug mehrere Goldringe. Es schien, als sei er nicht daran gewöhnt, dass man ihm Auktionsobjekte streitig machte; mit einer ruckartigen Bewegung wandte er sich schließlich nach rechts, und nun bekam eine stark geschminkte, brünette junge Dame, die jedesmal, wenn ihr Handy klingelte, flüsternd hineinsprach, seine schlechte Laune zu spüren, denn er beschimpfte sie grob und leise.

»Bietet jemand mehr?«

Der mit dem grauen Zopf hob die Hand, und die blonde Frau wehrte sich, indem sie ihr Schild hochreckte, es war die Nummer 74. Das ließ Spannung im Saal aufkommen. Der bärtige Dünne zog es vor, sich aus dem Kreis der Bieter zurückzuziehen, und nach zwei weiteren Geboten wurde der gut gekleidete Glatzkopf unsicher. Der Grau-bezopfte bot mehr und provozierte finstere Mienen in seiner Umgebung, als das Handy abermals klingelte; er nahm es der Sekretärin aus der Hand und klemmte es sich zwi-

schen Schulter und Ohr, während sich die andere Hand rechtzeitig emporreckte, um auf das Gebot zu antworten, das die blonde Frau soeben gemacht hatte. Zu diesem Zeitpunkt der Auktion hatte sich der ganze Saal auf die Seite der Blondine gestellt und wünschte, dass dem Bezopften die Mittel ausgingen oder sich der Akku seines Handys leerte. Der Urrutia erreichte nun die dreifache Höhe des Aufrufpreises, und Coy wechselte einen amüsierten Blick mit seinem Stuhlnachbarn, einem braunhäutigen Männchen mit dickem, dunklem Schnurrbart und sorgfältig nach hinten gekämmtem, pomadisiertem Haar. Der Kleine erwiderte Coys Blick mit einem höflichen Lächeln, während er geruhsam die Hände in den Schoß legte und die Daumen drehte. Er war winzig und wirkte gepflegt, beinahe kokett, trug eine rot getüpfelte Fliege und eine Jacke, deren Stil ein Gemisch aus Prince of Wales und schottischem Tartan war und die ihm das extravagant britische Aussehen eines Türken gab, der sich bei Burberrys eingekleidet hatte. Er hatte melancholische, sympathische, etwas hervorstehende Augen – wie der Frosch im Märchen.

»Möchten Sie das Gebot erhöhen?«

Der Auktionator hielt den Hammer weiter in die Höhe, und sein forschender Blick fixierte den Bezopften, der seiner Sekretärin das Handy zurückgegeben hatte und ihn übel gelaunt anstarrte. Das letzte Gebot, genau das Dreifache des ursprünglichen Preises, wurde von der blonden Frau gehalten; Coy konnte ihr Gesicht immer noch nicht sehen, so angestrengt und neugierig er auch versuchte, es zwischen den Köpfen vor sich zu erspähen. Es ließ sich schwer feststellen, was den Bezopften aus der Fassung brachte: die Höhe des Gebots oder die scharfe Konkurrenz der Frau.

»Meine Damen und Herren, bietet niemand mehr?«, fragte der Auktionator seelenruhig.

Er wandte sich dem Bezopften zu, ohne eine Antwort zu erhalten. Der ganze Saal schaute erwartungsvoll in dieselbe Richtung. Auch Coy.

»Dann steht der Preis also fest, offenbar endgültig, zum Ersten ... Zum Zweiten ...«

Der Grauhaarige riss sein Schild mit einer derart heftigen Geste hoch, als griffe er nach einer Waffe. Während sich Gemurmel im Saal ausbreitete, blickte Coy wieder zu der blonden Frau hinüber. Ihr Schild war schon oben und machte ein höheres Gebot. Das löste neue Spannung aus. Die Anwesenden erlebten in den folgenden zwei Minuten ein rasches Duell, als handelte es sich um einen Kampf auf Leben und Tod, und nicht einmal der Auktionator konnte sich dem intensiven Rhythmus entziehen – noch hatte sich das Schild Nummer 11 nicht gesenkt, da war schon das mit der Nummer 74 oben –, so dass er mehrere Pausen machen musste, um das Wasserglas, das er vor sich auf dem Pult stehen hatte, an die Lippen zu führen.

»Noch ein weiteres Gebot?«

Der *Atlas* Urrutias hatte die fünffache Höhe seines Auktionspreises erreicht, als die Nummer 11 einen Fehler machte. Vielleicht versagten ihr die Nerven, allerdings konnte auch der Sekretärin ein Irrtum unterlaufen sein. Ihr Handy klingelte hartnäckig, und sie gab es dem Mann schließlich in einem kritischen Moment, während der Auktionator mit dem Hammer in der Luft dastand, weil er auf ein weiteres Gebot wartete. Der Graubezopfte zögerte, als überlegte er sich die Sache noch einmal. Der Fehler, wenn es einen gab, ließ sich auch dem Auktionator zuschreiben, der wohl die ruckartige Geste des Mannes, der sich der

Sekretärin zuwandte, als Verbitterung und Verzicht auf ein Mehrgebot gedeutet hatte. Vielleicht gab es gar keinen Irrtum, denn auch Auktionatoren haben, wie jeder andere, ihre Zu- und Abneigungen; und er fühlte sich wohl veranlasst, die Gegenpartei zu begünstigen. Jedenfalls genügten drei Sekunden, und der Hammer sauste aufs Pult, so dass der *Atlas* Urrutias der blonden Frau zugeschlagen wurde, deren Gesicht sich den Blicken Coys immer noch entzog.

Das Los Nummer 307 gehörte zu den letzten, und der Rest der Veranstaltung verlief ohne weitere Aufregungen und Zwischenfälle, abgesehen davon, dass der Mann mit dem Zopf überhaupt nicht mehr mitbot. Vor dem Ende der Auktion stand er auf und verließ den Saal, nicht ohne der blonden Frau einen wütenden Blick zuzuwerfen. Ihm folgte die hastig mit den Absätzen klappernde Sekretärin. Auch die Blondine erhob ihr Schild nicht wieder. Der magere Bärtige erstand schließlich ein sehr hübsches Schiffsfernrohr, und ein Herr mit finsterer Miene und schmutzigen Fingernägeln, der vor Coy saß, erhielt für etwas mehr als den Aufrufpreis ein beinahe ein Meter langes Modell der *San Juan Nepomuceno* in recht gutem Zustand. Die letzte Losnummer, ein Satz alter britischer Admiralitätskarten, wurde niemandem zugeschlagen. Darauf erklärte der Auktionator die Veranstaltung für beendet; alle standen auf und gingen in den kleinen Salon hinüber, wo Claymore seine Kunden zu einem Glas Champagner einlud.

Coy suchte nach der blonden Frau. Sonst hätte er aufmerksamer auf das Lächeln der jungen Empfangsdame geachtet, die sich mit dem Tablett in der Hand näherte und ihm ein Glas anbot. Die Empfangsdame kannte ihn von

anderen Auktionen; obwohl sie wusste, dass er nie mitbot, ließ sie sich gewiss von seinen ausgebleichten Jeans und den weißen Turnschuhen rühren, die er zu der dunkelblauen, mit zwei parallelen Knopfreiern versehenen Seemannsjacke trug; früher einmal waren vergoldete Knöpfe mit dem Anker der Handelsmarine daran gewesen, nun waren sie durch unauffälligere aus schwarzem Kunststoff ersetzt worden. An den Ärmelaufschlägen sah man noch die Spuren der Offiziersstreifen, die er einst getragen hatte. Trotzdem trug Coy diese Jacke sehr gern; vielleicht, weil er sich mit dem Meer verbunden fühlte, wenn er sie anhatte. Vor allem, wenn er am späten Nachmittag in der Umgebung des Hafens umherstreifte und von jenen Zeiten träumte, als es noch möglich war, sich ein Schiff zu suchen, auf dem man anheuern konnte, und als es ferne Inseln gab, die einem Mann Zuflucht gewährten: gerechtigkeitsliebende Republiken, die nichts von zweijährigen Dienstenthebungen wussten und zu denen niemals Vorladungen von Seegerichten oder Haftbefehle gelangten. Fünfzehn Jahre zuvor hatte man ihm die Jacke bei Rafael Valls nach Maß angefertigt, zusammen mit der Mütze und der entsprechenden Hose, nachdem er die Prüfung als Zweiter Offizier bestanden hatte; er nahm sie auf alle seine Fahrten mit und trug sie bei festlichen Gelegenheiten, die im Leben eines Seemanns der Handelsmarine immer seltener wurden. Dieses alte Stück nannte er seine Lord-Jim-Jacke – ein sehr passender Name in seiner jetzigen Situation –, und das seit dem Beginn seiner Conrad-Periode, wie er sie als begeisterter Leser von Seefahrerbüchern nannte. Außerdem hatte Coy vorher eine Stevenson-Periode und eine Melville-Periode durchlebt; von diesen drei Abschnitten, in die er sein Leben einteilte, als er beschloss, auf das Kiel-

wasser zurückzublicken, das jeder Mensch hinterlässt, erwies sich jene Periode als die unglücklichste. Er war gerade achtunddreißig geworden, hatte noch eine zwanzigmonatige Zwangspause vor sich, das Kapitänsexamen war ohne Termin verschoben worden, und er saß an Land mit einer Personalakte fest, bei deren Durchsicht jede Reederei, über deren Schwelle er träte, düster dreinblicken würde. Die Pension bei den Ramblas sowie das tägliche Essen bei Teresa machten seinen letzten Ersparnissen erbarungslos den Garaus. Noch ein paar Wochen, und er müsste jede Arbeit als einfacher Matrose an Bord eines dieser rostigen Schiffe mit ukrainischer Mannschaft, griechischem Kapitän und antillanischer Flagge annehmen, die von manchem Schiffseigner in den Untergang geschickt wurden, um die Versicherungssumme zu kassieren; Schiffe, die oft eine fingierte Ladung hatten und einem keine Zeit ließen, sein Bündel zu schnüren. Entweder das, oder er musste auf das Meer verzichten und sein Brot an Land verdienen. Eine Vorstellung, bei der ihm schon übel wurde, wenn er nur daran dachte, denn Coy besaß in hohem Maße – auch wenn es ihm an Bord der *Isla Negra* nicht viel genützt hatte – die wichtigste Fähigkeit jedes Seemanns: ein sicheres Gefühl für die mit Misstrauen vorausgesehenen Unsicherheiten; etwas, das nur jemand verstehen kann, der im Golf von Biskaya feststellt, dass das Barometer in drei Stunden um fünf Millibar gefallen ist, oder der sich in der Straße von Hormus befindet und vor dem ein vierhundert Meter langer Tanker von einer halben Million Tonnen herfährt, der einem allmählich den Weg versperrt. Es war das gleiche unbestimmte Gefühl oder der sechste Sinn, der einen nachts aus dem Schlaf riss, weil sich die Laufgeschwindigkeit der Maschinen verän-

dert hatte, der in einem Unruhe aufkommen ließ, wenn fern am Horizont eine schwarze Wolke auftauchte, und der bewirkte, dass plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, der Kapitän auf der Brücke erschien, um einen Rundgang zu machen und sich hier und da umzusehen, als wäre es rein zufällig. Andererseits war das etwas Alltägliches bei einem Beruf, zu dessen üblichen Gesten auf Wache es gehörte, in jedem Moment den Kreiselkompass mit dem Magnetkompass zu vergleichen: oder anders gesagt, man ermittelt einen missweisenden Nord mit Hilfe eines Nordes, der auch nicht der wahre Nord ist. Coys Gefühl für Unsicherheiten verstärkte sich paradoxerweise, sobald er nicht mehr auf einem Schiffsdeck stand. Er hatte das Pech oder Glück, einer von jenen Männern zu sein, für die der einzige lebenswerte Ort zehn Meilen von der nächsten Küste entfernt lag.

Er trank einen Schluck aus dem Glas, das ihm die Empfangsdame gerade kokett gereicht hatte. Er war kein attraktiver Typ: Seine Statur, die etwas kleiner als der Durchschnitt war, betonte übermäßig die breiten, kräftigen Schultern und die großen, harten Hände. Die hatte er von seinem Vater geerbt, einem wenig erfolgreichen Händler mit Marineartikeln, der ihm statt des fehlenden Geldes auch jenen wiegenden, beinahe schwerfälligen Gang eines Mannes vermacht hatte, der nicht überzeugt ist, dass die von ihm betretene Erde vertrauenswürdig sei. Doch die groben Formen seines breiten Mundes und der starken, aggressiven Nase wurden durch die ruhigen, dunklen und sanften Augen gemildert; sie erinnerten an Jagdhunde, wie sie ihre Herren anblickten. Außerdem zeigte sich manchmal auf seinen Lippen ein schüchternes, aufrichtiges, beinahe kindliches Lächeln, das die Wirkung jenes ehrlichen,

ein wenig traurigen Blicks verstärkte, für den er mit dem Glas und der liebenswürdigen Geste der Empfangsdame belohnt wurde. Nun entfernte sie sich, lief an den Gästen vorbei, der sittsame Rock umspielte ihre Beine, und sie glaubte, Coys Blicke darauf zu spüren.

Das glaubte sie nur. Denn in diesem Moment, gerade als er das Glas an die Lippen führte, sah er sich um und suchte nach der blonden Frau. Er verweilte kurz bei dem kleinen Mann mit den melancholischen Augen und der karierten Jacke, der ihm höflich zunickte. Dann durchforschte er weiter den Saal, bis er sie entdeckte: Sie drehte ihm immer noch den Rücken zu, stand inmitten der Leute, hielt ein Glas in der Hand und unterhielt sich mit dem Auktionator. Sie trug eine Wildlederjacke, einen dunklen Rock und flache Schuhe. Langsam und neugierig näherte er sich, betrachtete das glatte, halblange Goldhaar, das im Nacken stufig geschnitten war und auf jeder Seite bis zum Kinn hinabreichte, in zwei asymmetrischen und dennoch vollkommenen diagonalen Linien. Während die Frau plauderte, wippte ihr Haar leicht, und die Spitzen streiften die Wangen, die man von hinten nur teilweise erkennen konnte. Nachdem er zwei Drittel des Abstands zurückgelegt hatte, der ihn von ihr trennte, bemerkte er, dass ihr nackter Hals mit Sommersprossen bedeckt war: Hunderte von winzigen Pünktchen, etwas dunkler als das Pigment der Haut, die trotz des blonden Haars nicht allzu hell war, sondern einen Ton hatte, der auf Sonne, wolkenlosen Himmel, Leben im Freien hindeutete. Doch dann, als er nur noch zwei Schritte von ihr entfernt war und unauffällig um sie herumgehen und ihr Gesicht betrachten wollte, verabschiedete sie sich vom Auktionator und wandte sich ab, wobei sie einige Sekunden vor Coy stehen blieb, so lange,

wie sie brauchte, um das Glas, das sie in der Hand hielt, auf einen Tisch zu stellen, ihm mit einer leichten Schulter- und Taillenbewegung auszuweichen und davonzugehen. Ihre Blicke hatten sich in diesem kurzen Moment gekreuzt, und er hatte genug Zeit gehabt, um ein paar ungewöhnliche, dunkle Augen mit bläulichen Reflexen wahrzunehmen. Oder vielleicht war es umgekehrt: blaue Augen mit dunklen Reflexen und einer marineblauen Iris, die über Coy hinwegglitten, ohne ihn zu beachten, während er bemerkte, dass sie auch an Stirn, Gesicht, Hals und Händen Sommersprossen hatte, dass sie mit Sommersprossen übersät war und ihr dies ein einzigartiges, reizvolles und fast jugendliches Aussehen verlieh, obwohl sie schon um die Fünfundzwanzig sein musste. Er konnte sehen, dass sie am rechten Handgelenk eine Männeruhr aus Stahl trug, groß und mit schwarzem Zifferblatt. Und auch, dass sie eine halbe Handbreit größer war als er selbst und sehr hübsch.

Fünf Minuten später ging Coy auf die Straße. Der Widerschein der Stadt beleuchtete Wolken, die über den dunklen Himmel nach Südosten zogen, und er erkannte, dass sich der Wind drehen und es vielleicht in der Nacht regnen würde. Er stand vor dem Eingang und hatte die Hände in die Jackentaschen gesteckt, während er überlegte, ob er nach links oder rechts laufen sollte; das eine bedeutete ein Sandwich in einer nahen Kneipe, das andere einen Spaziergang bis zur Plaza Real und zwei blaue Bombays mit viel Tonic. Oder vielleicht einen, korrigierte er sich schnell, nachdem er sich an den kläglichen Zustand seiner Brieftasche erinnert hatte. Es gab wenig Verkehr auf der Straße, und zwischen dem Laub der Bäume sprang eine Ampelreihe,

die so weit reichte, wie man sehen konnte, von Gelb auf Rot um. Als er zehn Sekunden nachgedacht hatte, lief er nach rechts los, gerade in dem Augenblick, in dem die letzte Ampel rot wurde und die am nächsten stehende wieder auf Grün umschaltete. Das war sein erster Fehler an diesem Abend.

GKZB: das Gesetz von den KEINESWEGS Zufälligen Begegnungen. Coy stützte sich auf Murphys wohl bekanntes Gesetz – dafür hatte er in letzter Zeit zuverlässige Beweise erhalten – und neigte dazu, für den Eigenbedarf eine Reihe von bizarren Gesetzen aufzustellen, denen er feierliche, technisch klingende Namen gab. Zum Beispiel GSAB: das Gesetz, in den Sauren Apfel zu Beißen – oder GSIBNUF: das Gesetz von der Schnitte, die Immer mit der Butterseite Nach Unten Fällt – und andere Grundsätze, die sich mehr oder weniger genau auf die verhängnisvollen Wechselfälle seines jüngsten Lebensabschnitts anwenden ließen. Das brachte selbstverständlich nicht den geringsten Nutzen, außer, dass er ab und zu lächeln konnte. Über sich selber lächeln. Vom Lächeln abgesehen war Coy jedenfalls überzeugt, dass in der fremdartigen Ordnung des Universums wie im Jazz – er war ein großer Jazzliebhaber – Zufälle und mathematisch exakte Improvisationen auftraten und man sich fragen konnte, ob sie irgendwo geschrieben stünden. Dort ordnete er sein gerade formuliertes GKZB ein. Denn als er sich der Ecke näherte, sah er zunächst einen großen metallicgrauen Wagen, der an der Bordsteinkante parkte und dessen eine Tür offen stand. Im Laternenlicht entdeckte er etwas weiter entfernt einen Mann, der sich mit einer Frau unterhielt. Er erkannte zuerst den Mann, der ihm das Gesicht zuwandte; und als er nach wenigen Schritten dessen wütende Miene wahr-

nahm, begriff er, dass sich der Mann mit einer Frau stritt, die hinter der Laterne verborgen gewesen war. Sie war blond, hatte im Nacken kurz geschnittenes Haar und trug eine Wildlederjacke und einen dunklen Rock. Er spürte ein Kribbeln im Magen, während er überrascht in sich hineinlachte. Manchmal, sagte er sich, ist das Leben gerade deshalb vorhersehbar, weil es unvorhersehbar ist. Er zögerte kurz, bevor er hinzusetzte: oder umgekehrt. Hierauf schätzte er Kurs und Abtrift. Wenn er an etwas gewöhnt war, so daran, derartige Dinge instinktiv zu berechnen, obwohl der Kurs, den er das letzte Mal abgesetzt hatte – das mit dem Absetzen passte nirgendwo besser als hier –, ihn direkt vors Seegericht gebracht hatte. Jedenfalls änderte er seinen Kurs um zehn Grad, um so nahe wie möglich an dem Paar vorbeizukommen. Das war sein zweiter Fehler: den gesunden Menschenverstand eines Seemanns zu missachten, der besagt, man solle gebotenen Abstand von jeder Küste oder Gefahr halten.

Der Mann mit dem grauen Zopf war offensichtlich wütend. Zunächst konnte Coy seine Worte nicht verstehen, denn er sprach leise; doch er bemerkte, dass der andere eine Hand erhoben hatte und mit einem Finger auf die Frau zeigte, die ihm regungslos gegenüberstand. Schließlich schnellte der Finger nach vorn und klopfte ihr eher zornig als heftig gegen die Schulter. Sie wich einen Schritt zurück, als hätte ihr das Angst gemacht.

»... Die Folgen«, hörte Coy den Bezopften sagen. »Verstehen Sie? ... Alle Folgen.«

Er reckte den Finger empor und wollte ihr wieder gegen die Schulter klopfen. Sie trat noch weiter zurück, und der Kerl schien es sich anders zu überlegen, denn nun packte

er sie am Arm, vielleicht gar nicht gewaltsam, sondern um sie zu überzeugen und einzuschüchtern. Allerdings sah er dermaßen ergrimmt aus, dass die Frau, als sie seine Hand an ihrem Arm spürte, erschrocken zusammenzuckte und abermals zurückwich, um sich von ihm zu befreien. Nun wollte der Mann sie wieder packen, konnte das jedoch nicht, weil sich Coy zwischen ihn und sie gestellt hatte und ihn jetzt aus größter Nähe anblickte. Der andere erstarrte mit hochgerekter Hand, einer Hand voller Ringe, die im Laternenlicht glänzten, und mit offenem Mund, weil er gerade in diesem Augenblick der Frau etwas sagen wollte oder weil er nicht wusste, woher auf einmal dieser Typ aufgetaucht war, mit Seemannsjacke, Tennisschuhen, massigen Schultern und breiten, harten Händen, die mit vorgetäuschter Lässigkeit an beiden Seiten der abgetragenen Jeans herabgingen.

»Pardon?«, sagte der Bezopfte.

Er hatte einen unbestimmten, halb andalusischen, halb ausländischen Akzent. Überrascht und neugierig musterte er Coy, als wollte er herausbekommen, welche Rolle der andere in dieser ganzen Geschichte spielte. Seine Miene verriet keinen Zorn mehr, sondern Verblüffung. Vor allem, als ihm klar wurde, dass ihm der Störenfried unbekannt war. Er war größer als Coy – das waren fast alle in dieser Nacht –, und Coy sah, wie er über ihn hinweg zu der Frau blickte, als erwartete er eine Erklärung für diese Programmänderung. Coy konnte sie nicht sehen; sie stand hinter ihm, ohne sich zu bewegen oder ein Wort zu sagen.

»Was zum Teufel ...?«, begann der Bezopfte und unterbrach sich sofort mit einem solch finsternen Gesicht, als hätte man ihm soeben eine schlimme Neuigkeit überbracht. Coy stand vor ihm, machte den Mund nicht auf, ließ die

Hände seitlich herabbaumeln und berechnete, welche Möglichkeiten es in dieser Sache gab. Der andere war zwar wütend, doch seine Stimme klang höflich. Er trug einen teuren Anzug, Krawatte und Weste, gute Schuhe, und an der linken Hand mit den Ringen glänzte eine sündhaft teure Uhr aus massivem Gold in hypermodernem Design. Der Kerl stemmt jedesmal mehrere Kilo Gold hoch, wenn er sich den Schlips bindet, dachte Coy. Er machte einen gepflegten und sportlichen Eindruck und hatte kräftige Schultern; aber er gehörte nicht zu diesen Typen, die sich mitten auf der Straße, vor der Tür des Auktionshauses Claymore, herumprügeln, stellte Coy fest.

Er sah die Frau immer noch nicht, denn sie stand weiter hinter ihm, allerdings ahnte er ihren Blick. Ich hoffe wenigstens, sagte er sich, dass sie nicht davonrennt, sondern wenigstens genug Zeit hat, um mir zu danken, wenn ich mir für sie den Schädel einschlagen lasse. Und selbst wenn man ihn mir nicht einschlägt. Der Bezopfte hatte sich inzwischen nach links gedreht und betrachtete das Schaufenster einer Modeboutique, als erwartete er, dass jemand mit einer Erklärung in einer Armani-Tasche herauskäme. Im Licht der Laterne und des Schaufensters erkannte Coy seine braunen Augen; das überraschte ihn etwas, denn er erinnerte sich, dass sie vorhin bei der Auktion grünlich waren. Dann blickte der Mann in die andere Richtung, zur Straße, und Coy konnte feststellen, dass jedes Auge eine andere Farbe hatte, braun das rechte, grün das linke: Backbord und Steuerbord. Außerdem bemerkte er etwas, das ihn mehr als die Augenfarbe beunruhigte: die offene Tür des Wagens, eines riesigen Audi, ließ Licht in das Innere dringen, wo die Sekretärin eine Zigarette rauchte und die Szene verfolgte – und in diesem Licht zeigte sich auch der

Chauffeur, ein kräftiger Bursche mit stark gekräuseltem Haar. Er trug Anzug und Krawatte. In diesem Augenblick stand er von seinem Sitz auf und stellte sich an die Bordsteinkante. Der Chauffeur war nicht elegant und wirkte auch nicht so, als hätte er eine höfliche Stimme wie der Bezopfte: Seine Nase war wie bei einem Boxer platt gedrückt, und das Gesicht machte den Eindruck, als hätte man es ihm ein halbes Dutzend Mal wieder zusammengeflickt und dabei ein paar Fetzen draußen gelassen. Er hatte einen gelblichen Teint, beinahe wie ein Berber. Coy erinnerte sich, dass er Zuhälter seines Typs gesehen hatte, die als Türsteher vor Beirut Bordellen oder in panamaischen Festsälen postiert waren. Gewöhnlich hatten sie ihr Klappmesser in der rechten Socke versteckt.

Das konnte nicht gut ausgehen, überlegte er schicksals ergeben. GVEWA: das Gesetz, Viel Einzustecken und Wenig Auszuteilen. Sie würden ihm ein paar unentbehrliche Knochen brechen, und inzwischen rannte die Kleine davon wie Aschenputtel oder Schneewittchen – Coy brachte diese beiden Märchen immer durcheinander, weil darin keine Schiffe vorkamen –, ohne dass er sie jemals wieder sehen würde. Vorläufig blieb sie aber dort stehen, und er spürte die blauen Augen mit den dunklen Reflexen; oder vielleicht das Gegenteil, erinnerte er sich, dunkle Augen mit blauen Reflexen. Er fühlte, wie sie seinen Rücken anstarrten. Es war nicht ohne hintersinnigen Witz, dass man ihm die Seele aus dem Leib prügeln würde, und das wegen einer Frau, die er gerade mal zwei Sekunden von vorn gesehen hatte.

»Warum mischen Sie sich in etwas ein, das Sie nichts angeht?«, fragte der Bezopfte.

Das war eine gute Frage. Seine Stimme klang nicht mehr

wütend, sondern konzentriert, weitaus ruhiger und voller Neugier. Wenigstens kam es Coy so vor. Aus den Augenkeln beobachtete er weiter den Chauffeur.

»Das heißt ... Um Himmels willen«, schloss der andere, als er feststellte, dass Coy nichts sagte. »Hauen Sie ab.«

Jetzt sagt sie das Gleiche, dachte Coy. Jetzt erklärt sie sich mit diesem Kerl einig und fragt, wer hat dich hergerufen, und sie verlangt von dir, dass du deiner Wege gehst und deine Nase nicht in Sachen steckst, die dich nichts angehen. Und du stotterst mit roten Ohren eine Entschuldigung, dann verschwindest du um die Ecke und schneidest dir die Pulsadern auf, weil du ein Trottel bist. Jetzt sagt sie gleich ...

Aber die Frau sagte nichts. Sie war genauso schweigsam wie Coy selbst. So als wäre sie überhaupt nicht mehr da und hätte sich schon vor einer Weile davongemacht. Er blieb weiter still, stand ohne ein Wort zwischen den beiden und beobachtete die zweifarbigen Augen, einen Schritt entfernt von ihm und zwei Handbreit höher als seine eigenen. Ihm fiel auch nichts anderes ein, und wenn er etwas sagte, würde er den winzigen Vorteil einbüßen, den er noch hatte. Aus Erfahrung wusste er, dass ein schweigsamer Mann mehr als ein redseliger einschüchtert, weil sich schwer erraten lässt, was ihm im Kopf herumgeht. Vielleicht meinte der Bezopfte das Gleiche, denn er musterte ihn nachdenklich. Schließlich glaubte Coy, in dessen Dalmatineraugen eine gewisse Unsicherheit wahrzunehmen.

»Na so was«, sagte der andere. »Da haben wir ja ... Nicht wahr? Den Helden eines B-Movie.«

Coy starrte ihn weiter an, ohne einen Mucks zu sagen. Wenn ich mich beeile, dachte er, könnte ich ihm einen Tritt

in die Körpermitte versetzen, bevor ich mein Glück bei dem Berber versuche. Das Problem ist sie. Ich frage mich, was sie macht, verdammt noch mal.

Der Bezopfte atmete plötzlich schwer aus und gab dabei so etwas wie einen Seufzer von sich, der wie ein raues, übertriebenes Gelächter klang.

»Das ist lächerlich«, sagte er.

Diese Situation, was sie auch immer bedeuten mochte, schien ihn aufrichtig zu verwirren. Coy hob langsam die linke Hand, um sich die juckende Nase zu kratzen; das tat er immer, wenn er nachdachte. Das Knie, überlegte er. Ich sage irgendetwas, damit ihn das ablenkt, und bevor ich ausgeredet habe, stoße ich ihm mit dem Knie in die Eier. Das Problem ist der andere, der dann gewarnt ist. Und eine Stinkwut haben wird.

Auf der Straße fuhr ein Krankenwagen mit orangerotem Blinklicht vorbei. Coy dachte, dass er bald so einen für sich selbst brauchen würde, und er sah sich unauffällig um, ohne dass er etwas entdeckte, womit er sich bewaffnen konnte. Darum tasteten sich seine Finger zur Hosentasche vor, und der Daumen berührte den Schlüsselbund aus der Pension. Er konnte versuchen, dem Chauffeur mit den Schlüsseln einen Hieb ins Gesicht zu versetzen, wie er es einmal mit einem betrunkenen Deutschen an der Tür des Club Mamma Silvana in La Spezia gemacht hatte, hallo und tschüs, als er sah, dass der auf ihn losstürzte. Denn ganz bestimmt würde ihn dieser Mistkerl angreifen.

Da fuhr sich der Mann, der vor ihm stand, mit der Hand über die Stirn und den Hinterkopf, als wollte er das zu einem Zopf zusammengebundene Haar noch stärker glatt streichen, bevor er wieder den Kopf hin und her bewegte. Seinen Mund umspielte ein sonderbares und bekümmert-

tes Lächeln, und Coy meinte, dass er ihm weitaus besser gefiel, wenn er ernst war.

»Sie hören bald von mir«, sagte er über Coys Schulter zu der Frau. »... Selbstverständlich hören Sie von mir.«

In derselben Sekunde sah er den Chauffeur an, der sich bereits ein paar Schritte auf sie zu bewegte. Der andere blieb stehen, als wäre das ein Befehl. Und Coy, der die Bewegung verfolgt hatte und die Muskeln anspannte, wobei sich sein Adrenalinspiegel erhöhte, beruhigte sich mit heimlicher Erleichterung. Der Bezopfte sah ihn wieder ganz konzentriert an, als wollte er sich dieses Bild einprägen: einen finsternen Blick mit spanischen Untertiteln. Er hob die ringgeschmückte Hand und wies mit dem Zeigefinger auf Coys Brust, genauso, wie er es vorhin bei der Frau gemacht hatte, allerdings berührte er ihn nicht. Er begnügte sich damit, den Finger weiter wie eine Drohung in die Luft zu strecken. Danach drehte er sich auf dem Absatz um und ging, als wäre ihm gerade eingefallen, dass er eine dringende Verabredung hatte.

Nun löste sich alles in einer kurzen Bilderfolge auf, die Coy aufmerksam beobachtete: ein Augenaufschlag der Sekretärin vom Rücksitz des Autos, und ihre Zigarette beschrieb einen Bogen, bevor sie auf den Bürgersteig fiel, das Türknallen des bezopften Mannes, als er sich neben sie setzte, und der letzte Blick des Chauffeurs, der an der Bordsteinkante stand: Er starrte ihn lange und viel sagend an, was mehr aussagte als die Augen seines Chefs. Dann war wieder ein Türknallen zu hören, und schließlich schnurrte der Anlasser leise. Allein mit dem, was dieses Auto beim Starten verbraucht, dachte Coy traurig, könnte ich ein paar Tage warm essen.

»Danke«, sagte eine Frauenstimme hinter ihm.

Wenn auch der Anschein dagegen sprach, war Coy kein Pessimist; dafür musste man den Glauben an die menschliche Existenz verloren haben – und er war schon ohne diesen Glauben auf die Welt gekommen. Er gab sich damit zufrieden, die Welt an Land als ein unbeständiges, bedauerndes und unvermeidliches Schauspiel anzusehen; sein einziges Bestreben war, sich fern zu halten, um die negativen Auswirkungen zu begrenzen. Trotzdem bewahrte er damals noch eine gewisse Unschuld: eine teilweise Unschuld, und sie betraf jene Dinge und Bereiche, die nichts mit seinem Beruf zu tun hatten. Vier Monate im Trockendock reichten nicht aus, um ihm seine Naivität zu nehmen: die gedankenversunkene, ein wenig abwesende und distanzierte Haltung, die manche Seeleute den Menschen gegenüber einnehmen, die festen Boden unter den Füßen spüren. Damals betrachtete er bestimmte Dinge noch aus der Ferne oder von draußen, mit der Fähigkeit, arglos in Erstaunen zu geraten; es ähnelte dem Gefühl, das er als kleiner Junge hatte, wenn er vor Weihnachten die Nase an den Schaufenstern der Spielwarenläden platt drückte. Jetzt aber mit der Gewissheit, die eher der Erleichterung als der Enttäuschung nahe kam, dass keines von jenen aufregenden Wundern für ihn bestimmt war. Er wusste, dass er außerhalb des Verteilungsnetzes stand und dass sein Name auf der Liste der Heiligen Drei Könige fehlte, doch das wirkte beruhigend auf ihn. Es war gut, nichts von den anderen zu erwarten, und der Reisesack musste leicht genug sein, damit man ihn auf die Schulter nehmen und den nächsten Hafen ansteuern konnte, ohne zu bedauern, was man zurückließ. Willkommen an Bord. Seit Jahrtausenden, noch bevor die schön gerundeten Schiffe nach Troja ausliefen, gab es Männer mit Runzeln um den Mund

und Melancholie im Herzen – Männer, deren Natur sie früher oder später dazu brachte, betroffen in das schwarze Loch einer Pistole zu blicken –, für die das Meer eine Lösung bedeutete und die stets errieten, wenn es Zeit war, in See zu stechen. Noch bevor Coy wusste, dass er einer von ihnen war, fühlte er sich schon aus Berufung und Neigung zu ihnen hingezogen. Einmal, in einer Kneipe in Veracruz, hatte ihn eine Frau gefragt – immer waren es Frauen, die solche Fragen stellten –, warum er Seemann und nicht Anwalt oder Zahnarzt geworden wäre; und er hatte lediglich die Achseln gezuckt, bevor er nach einer Weile antwortete, als die Frau schon keine Reaktion mehr erwartete: »Das Meer ist rein.« Und das stimmte. Auf hoher See war die Luft frisch, die Wunden heilten früher, und es herrschte eine Stille, die tief genug war, um Fragen ohne Antworten erträglich zu machen und das eigene Schweigen zu rechtfertigen. Ein andermal, im Restaurant Sunderland von Rosario, hatte Coy den einzigen Überlebenden eines Schiffbruchs kennen gelernt, einen von neunzehn. Ein Leck um drei Uhr morgens, als sie mitten im Fluss ankerten und alle schliefen, und das Schiff soff in fünf Minuten ab. Glück, glück. Wirklich beeindruckt an dem Mann hatte ihn dessen Schweigsamkeit. Jemand fragte, wie das möglich wäre: dass achtzehn Männer untergingen, ohne etwas zu merken. Der andere sah ihn wortlos und unbehaglich an, als wäre alles so offensichtlich, dass es sich nicht lohnte, etwas zu erklären, und setzte seinen Bierkrug an den Mund. In den Städten mit ihren Bürgersteigen voller Menschen, den vielen Lichtern und den Schaufenstern seiner Kindheit fühlte sich Coy ebenfalls unbehaglich, schwerfällig und fehl am Platz gleich einer Ente ohne Wasser oder gleich jenem Burschen in Rosario,

der so still wie die anderen achtzehn blieb, die noch stiller waren. Die Welt war ein hochkompliziertes Gebilde, das man allein vom Meer aus richtig betrachten konnte; und das Festland nahm nur nachts während der Wache beruhigende Ausmaße an, wenn der Rudergänger ein stummer Schatten war und aus dem Schiffsinnern das sanfte Stampfen der Maschinen heraufdrang. Wenn die Städte auf kleine, blinkende Lichtansammlungen in der Ferne zusammenschumpften und die Erde der flackernde Widerschein eines Leuchtturms mitten in den Wellen war. Blinkende Signale, die immer wieder warnend wiederholten: Achtung, Vorsicht, halte dich fern, Gefahr. Gefahr.

Solche Signale sah er nicht in den Augen der Frau, als er mit einem Glas in jeder Hand zu ihr zurückkehrte, zwischen all den Menschen hindurch, die sich an der Theke des Boadas drängten; und das war der dritte Irrtum in dieser Nacht. Denn es gibt keine Leuchtfeuer-, Gefahren- und Signalverzeichnisse, um landeinwärts zu segeln. Es gibt keine besonderen Segelhandbücher oder berichtigten Seekarten, keine Pläne von Untiefen in Metern oder Faden, keine Deckpeilungen zu diesem oder jenem Kap, keine roten, grünen oder gelben Bojen, keine Kollisionsverhütungsregeln oder eine klare Kimm, um eine Peilstandlinie zu berechnen. An Land fährt man immer auf Gissung, blindlings, und du kannst die Riffe erst bemerken, wenn du ihr Tosen eine Kabellänge vor deinem Bug hörst und siehst, dass sich die Dunkelheit in dem weißen Meeresfleck, der sich an den Felsen der Wasserlinie bricht, aufhellt. Oder wenn du den unerwarteten Stein hörst – alle Seeleute wissen, dass es einen Stein mit ihrem Namen gibt, der irgendwo auf sie lauert –, den Mörderfelsen, der kreischend am Schiffsrumpf entlangschrammt, so dass die Schotten erbe-

ben, in jenem schrecklichen Moment, da jeder Mann, der ein Schiff steuert, lieber tot sein möchte.

»Du warst schnell«, sagte sie.

»In Kneipen bin ich immer schnell.«

Die Frau blickte ihn neugierig an. Sie lächelte leicht, vielleicht, weil sie beobachtet hatte, wie Coy zur Theke vorgedrungen war, indem er sich mit der Entschlossenheit eines kleinen und massiven Schleppers einen Weg zwischen den Leuten hindurch bahnte, anstatt dort hinten zu bleiben und den Kellner auf sich aufmerksam zu machen. Er hatte für sich einen blauen Gin mit Tonic und für sie einen trockenen Martini bestellt, und er brachte die Gläser mit geschickten Pendelbewegungen der Hände zurück, ohne einen Tropfen zu verschütten. Was im Boadas und um diese Zeit eine durchaus lobenswerte Leistung war.

Sie sah ihn durch das Glas hindurch an. Ein sehr dunkles Blau hinter der Glasfläche und dem durchsichtigen, klaren Martini.

»Und was machst du so im Leben, außer dass du dich geschickt in Kneipen bewegst, zu Auktionen von Schiffahrtsgeräten gehst und wehrlosen Frauen beistehst?«

»Ich bin Seemann.«

»Ach.«

»Seemann ohne Schiff.«

»Ach.«

Sie duzten sich erst seit ein paar Minuten. Eine halbe Stunde zuvor, im Licht der Laterne, als der Mann mit dem grauen Zopf in den Audi stieg, hatte sie hinter ihm danke gesagt und er hatte sich umgedreht, um sie zum erstenmal richtig anzusehen, während er auf dem Bürgersteig stand und im Stillen überlegte, dass damit der leichte Teil vorüber war und es nicht mehr von ihm abhing, jenen nach-

denklichen und ein wenig erstaunten Blick zurückzuhalten, der ihn von oben bis unten musterte, als wollte sie ihn in eine ihr bekannte Männerkategorie einordnen. Darum deutete er lediglich ein vorsichtiges, etwas gehemmtes Lächeln an, wie man es auch dem Kapitän zeigt, wenn man auf ein neues Schiff kommt, in jenem ersten Moment, da die Worte nichts bedeuten und man weiß, dass genug Zeit bleibt, um alles richtig zu klären. Doch für Coy bestand das Problem darin, dass ihm niemand garantieren konnte, ob ihm diese unbedingt erforderliche Zeit wirklich zur Verfügung stand. Nichts konnte sie daran hindern, ihm noch einmal zu danken und wegzugehen, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, und für immer zu verschwinden. Zehn lange Sekunden prüfte sie ihn mit ihrem Blick, den er schweigend und regungslos ertrug. GOH: das Gesetz des Offenen Hosenschlitzes. Ich hoffe, dass mein Hosenschlitz nicht offen steht, dachte er. Dann sah er, dass sie den Kopf ein wenig zur Seite neigte, gerade so viel, dass die linke Hälfte ihres blonden und glatten, so präzise wie mit einem Skalpell asymmetrisch geschnittenen Haars die sommersprossige Wange streifte. Danach lächelte die Frau nicht und sagte auch nichts, sondern lief lediglich langsam die Straße hinauf, auf dem Bürgersteig, die Hände in den Taschen der Wildlederjacke. Über der Schulter trug sie eine große lederne Handtasche, die sie mit dem Ellbogen an die Hüfte drückte. Von der Seite wirkte ihre Nase weniger schön: ein bisschen platt gedrückt, wie nach einem Bruch. Das beeinträchtigte ihre Attraktivität nicht, entschied Coy; aber es gab ihr ein ungewöhnlich hartes Profil. Beim Laufen schaute sie auf den Boden und leicht nach links, als wollte sie ihm die Möglichkeit geben, diesen Platz einzunehmen. Sie gingen schweigend, in einem gewissen

Abstand voneinander, ohne Blicke, Erklärungen oder Kommentare, bis sie an der Ecke stehen blieb und Coy begriff, dass der Augenblick des Abschieds oder der Worte gekommen war. Die Frau streckte ihm die Hand entgegen, die er mit seiner großen und schwerfälligen Hand drückte, und er spürte einen festen und knöchigen Gegen- druck, der im Widerspruch zu den jugendlichen Sommer- sprossen stand und eher zu dem ruhigen Ausdruck der Augen passte. Nun hatte er endgültig entschieden, dass sie marineblau waren.

Diesmal redete Coy. Er tat es mit der ihm eigenen Schüchternheit, die ihn immer überfiel, wenn er mit Unbe- kannten sprach, wobei er einfach die Achseln zuckte und seine Worte mit einem Lächeln unterstrich, das sein Gesicht erhellte und seine Plumpheit milderte, auch wenn er das nicht wusste. Er redete, fasste sich an die Nase und rede- te weiter, wobei er keine Ahnung hatte, ob irgendwo jemand auf sie wartete oder ob sie aus dieser Stadt oder irgendeiner anderen war. Er sagte, was er sagen musste, und danach blieb er stehen, wippte leicht hin und her und hielt den Atem an wie ein Kind, das gerade seine Lektion aufgesagt hatte und ohne allzu große Hoffnungen auf das Urteil der Lehrerin wartete. Hierauf blickte sie ihn weite- re zehn Sekunden schweigend an, neigte abermals den Kopf zur Seite, und ihr Haar streifte wieder die Wange. Sie sagte ja, warum nicht, auch sie hätte Lust, irgendwo ein Glas zu trinken. Also liefen sie zur Plaza de Cataluña, danach zu den Ramblas und der Calle Tallers. Und als er die Tür des Boadas aufhielt, um sie hineinzulassen, spür- te er zum erstenmal ihren unbestimmten und sanften Duft, der so wirkte, als käme er nicht von einem Eau de Colog- ne oder Parfüm, sondern von ihrer mit Goldtönen getüp-

felten Haut, die er sich weich und warm vorstellte, mit einer ähnlichen Struktur wie die Haut der Mispeln. Als er eintrat und zu der Theke an der Wand ging, stellte er fest, dass die Männer und Frauen im Lokal zuerst sie und danach ihn ansahen; er sagte sich, dass die Männer und Frauen aus irgendeinem sonderbaren Grund immer als Erstes eine schöne Frau ansahen und danach taxierend zu ihrem Begleiter hinüberblickten, um herauszubekommen, wer dieser Kerl wohl war. Als wollten sie ermitteln, ob sein Aussehen ihrer würdig und er der Lage gewachsen sei.

»Und was macht ein Seemann ohne Schiff in Barcelona?«

Sie saß auf einem hohen Barhocker, hielt die Tasche auf den Knien, drückte den Rücken an die Holztheke, die sich unter den eingerahmten Fotos und Andenken des Lokals an der Wand entlangzog. Als Ohrschmuck trug sie zwei kleine Goldkugeln und an den Händen keinen einzigen Ring. Sie hatte fast kein Make-up aufgelegt. Aus dem halb offenen Kragen der weißen Bluse, deren oberster Knopf nicht geschlossen war und Hunderte Sommersprossen freigab, sah Coy eine Silberkette hervorleuchten.

»Warten«, sagte er. Dann trank er einen Schluck blauen Gin, und dabei merkte er, dass sie seine alte Jacke musterte und vielleicht etwas länger bei den dunkleren Rändern innehielt, wo an den Ärmelaufschlägen die Offiziersstreifen fehlten. »Auf bessere Zeiten warten.«

»Ein Seemann muss zur See fahren.«

»Das meinen nicht alle.«

»Hast du etwas Schlimmes angestellt?«

Er bejahte mit einem angedeuteten traurigen Lächeln. Sie öffnete die Tasche und holte eine englische Zigaretenschachtel heraus. Ihre Fingernägel waren nicht hübsch,

sondern kurz und breit, mit unregelmäßigen Rändern. Sicher hatte sie früher an ihnen gekaut. Vielleicht machte sie es noch immer. In der Schachtel war nur noch eine Zigarette, und die zündete sie sich mit einem Streichholz an; das Heftchen war mit Werbung einer belgischen Schiffahrtsgesellschaft bedruckt, die er kannte, der Zeeland Ship. Er beobachtete, dass sie mit einer fast männlichen Geste die Flamme mit der hohlen Hand schützte. Ihre Lebenslinie war sehr lang, als hätte sie schon viele Leben auf Erden hinter sich gebracht.

»War es deine Schuld?«

»Vom gesetzlichen Standpunkt aus ja. Es ist während meiner Wache passiert.«

»Hast du jemanden gerammt?«

»Ich habe Grund berührt. Da gab es eine Klippe, die in den Karten nicht verzeichnet war.«

Das stimmte. Ein Seemann sagte nie: »Ich bin gestrandet« oder »ich bin aufgelaufen«. Das übliche Wort lautete »berühren«: Ich habe Grund berührt, ich habe den Kai berührt. Wenn jemand im Ostseenebel einen anderen in zwei Teile spaltete und in den Grund bohrte, sagte er: »Wir haben ein Schiff berührt.« Jedenfalls merkte er, dass auch sie den Seemannsausdruck »Rammen« anstelle von »Zusammenstoß« oder »Kollision« benutzt hatte. Die Zigarettenschachtel lag offen auf der Theke, und Coy sah sich das Bild längere Zeit an: den Kopf eines Matrosen, einen Rettungsring als Randverzierung und zwei Schiffe. Lange hatte er kein Päckchen Players ohne Filter wie dieses hier gesehen, das es schon seit undenklichen Zeiten gab. Sie ließen sich schwer auftreiben, und er hatte nicht gewusst, dass sie in ihrer weißen, beinahe quadratischen Papphülle noch immer hergestellt wurden. Es war seltsam,

dass sie diese Marke rauchte: die Auktion von Schiff-fahrtsgeräten, der Urrutia, er selber. GEZ: das Gesetz der Erstaunlichen Zufälle.

»Kennst du die Geschichte?«

Er zeigte auf die Schachtel. Sie musterte ihn eindringlich, dann blickte sie überrascht hoch.

»Was für eine Geschichte?«

»Die des Helden.«

»Wer ist der Held?«

Er sagte es ihr. Er erzählte ihr von dem Namen auf dem Mützenband des Matrosen mit dem blonden Bart, von seiner Jugend auf dem Segelschiff, das an einer Seite des Bildes erscheint, von dem anderen Schiff, dem Dampfer, der sein letztes war. Wie Mister Player & Sons dessen Porträt kauften, um es auf den Schachteln abzubilden. Dann verstummte er, während sie rauchte – die Zigarette war langsam zwischen ihren Fingern verglimmt – und ihn betrachtete.

»Das ist eine gute Geschichte«, sagte sie nach einer Weile.

Coy zuckte die Achseln.

»Sie ist nicht von mir. Domino Vitali erzählt sie James Bond in *Feuerball*. Ich bin auf einem Tanker gefahren, der die Romane von Ian Fleming an Bord hatte.«

Er erinnerte sich auch daran, dass dieses Schiff, die *Palestine*, während einer internationalen Krise anderthalb Monate in Ras Tanura festlag und die Deckplanken unter einer erbarmungslosen Sonne bei sechzig Grad glühten. Die Mannschaft hatte sich in den Kajüten ausgestreckt, bekam vor Hitze und Langeweile keine Luft mehr. Die *Palestine* war ein lausiges Unglücksschiff, eines von denen, wo sich die Leute verfeindeten und verabscheuten und in Wahn-

vorstellungen verfielen: Der Obermaschinist grummelte und phantasierte in einer Ecke – man hatte den Schlüssel der Bar versteckt, und er trank heimlich Methylalkohol aus der Krankenstube, den er mit Orangeade mischte –, und der Erste Offizier sprach kein Wort mit dem Kapitän, selbst wenn das Schiff beinahe gestrandet wäre. Coy hatte Zeit im Überfluss, um in seinem schwimmenden Gefängnis diese und viele andere Romane zu lesen, während der endlosen Tage, als die glühend heiße Luft, die durch die Bullaugen eindrang, ihn wie einen Fisch auf dem Trockenen nach Atem ringen ließ, und wenn er aufstand, hatte der Schweiß die Umrisse seines nackten Körpers auf den zerknitterten und schmutzigen Laken der Koje abgedrückt. Drei Meilen weiter hatte eine Fliegerbombe einen griechischen Tanker getroffen, und mehrere Tage konnte er aus seiner Kajüte die kerzengerade in den Himmel aufsteigende schwarze Rauchsäule und nachts den Widerschein sehen, der den Horizont rot färbte und die dunklen Silhouetten der ankernden Schiffe hervortreten ließ. In jener Zeit wachte er jede Nacht erschrocken auf, weil er geträumt hatte, dass er in einem Flammenmeer schwamm.

»Liest du viel?«

»Ein bisschen«, Coy fasste sich an die Nase. »Ich lese ein bisschen. Aber immer Geschichten vom Meer.«

»Es gibt andere interessante Bücher.«

»Mag sein. Aber mich interessieren nur die.«

Die Frau blickte ihn an, und er zuckte wieder die Achseln, bevor er anfang, mit den Füßen zu wippen. Da merkte er, dass sie nicht über den Kerl mit dem grauen Zopf gesprochen hatten und auch nicht darüber, was sie eigentlich dort zu suchen hatte. Er wusste nicht einmal ihren Namen.

Drei Tage später lag Coy rücklings auf dem Bett seines Zimmers in der Pension La Marítima und betrachtete einen feuchten Fleck an der Decke. *Kind of Blue*. In *So What* war der Kontrabass sanft dahingeglitten, wie er in den Kopfhörern seines Walkmans verfolgte, und nun hatte die Trompete von Miles Davis gerade das historische Solo aus zwei Noten begonnen – die zweite war eine Oktave tiefer als die erste –, und Coy wartete, während er in diesem leeren Raum schwebte, auf die befreiende Entladung, den einzigen Einsatz des Schlagzeugs, den Nachhall der Becken und die Trommelwirbel, die langsam, unausweichlich und überraschend den Weg für die Trompete freimachten.

Er hielt sich beinahe für einen musikalischen Alphabeten, aber er liebte den Jazz, dessen Kühnheit und Erfindungsgabe. Er hatte sich während der langen Brückenwachen dafür begeistert, in seiner Zeit als Dritter Offizier an Bord der *Fedallah*, eines Fruchtschiffs der Zoeline. Der Erste Offizier, ein Galicier namens Neira, hatte die fünf Kassetten der Smithsonian Collection mit klassischem Jazz besessen. Sie enthielten alles von Scott Joplin und Bix Beiderbecke bis zu Thelonious Monk und Ornette Coleman, und dazu gehörten auch Armstrong, Ellington, Art Tatum, Billie Holiday, Charlie Parker und die Übrigen: unzählige Stunden Jazz, mit einer Kaffeetasse in den Händen, während er nachts, unter den Sternen, aufs Meer hinausschaute und sich auf die Brückennock stützte. Auch der Obermaschinist Gorostiola aus Bilbao, den man eher unter seinem Spitznamen Torpedo Tucumán kannte, verehrte diese Musik leidenschaftlich. Jazz und Freundschaft verbanden die drei sechs Jahre lang auf einer Vierecksrouten, die das Schiff *Fedallah* – später wechselten die drei gemeinsam auf

die *Tashtego* über, ein weiteres Schwesterschiff der Zoeline – mit Obst und Getreide als Stückgut zwischen Spanien, der Karibik, Nordeuropa und dem Süden der Vereinigten Staaten hin und her führte. Das war eine glückliche Zeit in Coys Leben gewesen.

Trotz der Musik in den Kopfhörern drangen über den Hof, der als Trockenplatz diente, die Klänge eines Radios herein. Es gehörte der Tochter der Wirtin, die gewöhnlich sehr lange aufblieb, um zu lernen. Sie war ein mürrisches und wenig reizvolles Mädchen, dem er stets höflich zulächelte, ohne dass es ihm jemals mit einer Geste oder einem Blick antwortete. La Marítima war eine ehemalige Badeanstalt – sie war im Jahr 1844 in der Calle Arc del Teatre eröffnet worden, stand über der Tür zu lesen –, die man zu einer billigen Pension für Seeleute umgebaut hatte. Sie lag an der Grenze zwischen dem alten Hafen und dem Rotlichtviertel Barrio Chino, und die Mutter des Mädchens, eine barsche Dame mit rötlich gefärbtem Haar, hatte ihre Tochter sicher schon in frühen Jahren vor den Gefahren gewarnt, die von ihrer Stammkundschaft drohten, diesen rohen und skrupellosen Männern, die Frauen in jedem Hafen sammelten und nach Alkohol, Drogen und mehr oder weniger jungfräulichen Mädchen gierten, wenn sie an Land gingen.

Durchs Fenster hörte man deutlich Noel Soto, der *Sambanacht in Puerto España* sang und den Jazz aus dem Walkman übertönte. Coy drehte seinen Apparat lauter. Außer einer kurzen Unterhose hatte er nichts an; auf seinem Bauch lag aufgeschlagen und mit dem Rücken nach oben Patrick O'Brians *Kurs auf Spaniens Küste*. Doch seine Gedanken waren ganz weit von den abenteuerlichen Seefahrten Kapitän Aubreys und Doktor Maturins ent-

fernt. Der Fleck an der Decke ähnelte einer Küstenlinie mit ihren Landspitzen und Buchten, und Coys Augen folgten einem imaginären Kurs zwischen zwei Punkten, die auf dem gelblichen Meer der Zimmerdecke am weitesten voneinander entfernt lagen. Natürlich dachte er an sie.

Es regnete, als sie aus dem Boadas kamen. Ein feiner, kaum störender Regen, der Asphalt und Bürgersteige mit glänzenden Punkten überzog und die Lichtkegel der Autoscheinwerfer tüpfelte. Ihr machte es offenbar nichts aus, dass ihre Wildlederjacke nass wurde. Sie waren die Promenade hinuntergelaufen, zwischen Zeitungskiosken und Blumenständen hindurch, die nacheinander zumachten. Ein Schausteller stand unverdrossen im Nieselregen, der ihm Rinnen über das weiß gepuderte, regungslose Gesicht zog, und er sah so traurig aus, dass er alle Passanten im Umkreis von zwanzig Metern deprimierte. Er folgte ihnen mit den Augen, als sich die Frau einen Moment bückte, um eine Münze in seinen Zylinder zu legen. Sie lief genauso weiter wie zuvor, sie bewahrte einen kleinen Vorsprung und blickte nach links, auf den Boden, als ließe sie Coy die Wahl, diesen Platz einzunehmen oder sich diskret zurückzuziehen. Heimlich betrachtete er ihr hartes Profil zwischen den glatten Haaren, die beim Laufen hin und her wippten, und die bläulichen Augen, die sich ihm hin und wieder zuwandten, um einen nachdenklichen Blick oder ein Lächeln anzukündigen.

Im Schilling waren nicht viele Leute. Er bestellte wieder blauen Gin mit Tonic, und sie gab sich mit Tonic pur zufrieden. Eva, die brasilianische Kellnerin, starrte die andere herausfordernd an, als sie die Gläser hinstellte, und danach blickte sie zu Coy hinüber und zog eine Augenbraue hoch, während sie mit denselben langen, grün lackierten Finger-

nägeln, die sie drei Tage zuvor kräftig in seinen nackten Rücken gekrallt hatte, auf die Theke trommelte. Aber Coy fuhr sich mit der Hand durch das nasse Haar und ließ sich nicht von seinem unerschütterlichen, sanften und ruhigen Lächeln abbringen, bis die Kellnerin »Mistkerl« murmelte, nun auch lächelte und sich sogar weigerte, das Geld für sein Glas anzunehmen. Dann setzten sich Coy und die Frau an einen Tisch, dem großen Spiegel gegenüber, der die an der Wand stehenden Flaschen reflektierte. Dort führten sie ihr unterbrochenes Gespräch weiter. Sie war nicht sehr mitteilksam: Bisher hatte sie nur erzählt, dass sie in einem Museum arbeitete, und fünf Minuten später fand er heraus, dass es sich um das Marinemuseum in Madrid handelte. Daraus schloss er, dass sie Geschichte studiert hatte und dass ein Angehöriger, vielleicht ihr Vater, Berufsoffizier war. Er wusste nicht, ob das mit ihrem Aussehen eines Mädchens aus gutem Hause zu tun hatte. Er ahnte auch eine disziplinierte Willensstärke, eine innere, zurückhaltende Sicherheit, die ihn einschüchterte.

Coy kam erst später auf den Kerl mit dem grauen Zopf zurück, als sie unter den Arkaden der Plaza Real spazierten. Sie hatte bestätigt, dass der Urrutia ein wertvolles, wenn auch nicht einzigartiges Stück war; doch es wurde nicht klar, ob sie ihn für das Museum oder für sich selbst erworben hatte. »Das ist ein wichtiger Seeatlas«, erläuterte sie ausweichend, als er auf die Szene in der Calle Consell de Cent anspielte; »und es gibt immer Leute, die sich für solche Sachen interessieren. Sammler«, setzte sie nach einem Augenblick hinzu. »Solche Leute.« Hierauf neigte sie ein wenig den Kopf und fragte, wie sein Leben in Barcelona aussehe, und das auf eine Art, die deutlich ihren Wunsch zeigte, das Thema zu wechseln. Coy erzählte von

La Marítima, von seinen Spaziergängen am Hafen, von den sonnigen Morgenstunden auf der Terrasse von El Universal, gegenüber der Marinekommandantur. Dort konnte er drei oder vier Stunden mit einem Buch und seinem Walkman sitzen bleiben und musste dafür nur den Preis eines Biers bezahlen. Außerdem erzählte er von der Zeit, die noch vor ihm lag, von der ausweglosen Situation, ohne Arbeit und ohne Geld an Land zu bleiben. In diesem Moment glaubte er, am Ende der Arkaden den kleinen Mann mit dem Schnurrbart, dem pomadisierten Haar und der karierten Jacke zu entdecken, der sich am Nachmittag im Auktionshaus aufgehalten hatte. Er beobachtete ihn eine Weile, um sich zu vergewissern, und wandte sich ihr zu, weil er feststellen wollte, ob sie die Anwesenheit des anderen ebenfalls bemerkt hatte; doch ihre Augen waren ausdruckslos, als sähen sie nichts Besonderes. Als sich Coy umdrehte und wieder hinschaute, war das Männchen mit der karierten Jacke immer noch da, lief mit den Händen auf dem Rücken umher und zeigte eine gleichgültige Miene.

Sie standen vor der Tür des Club de la Pipa. Er rechnete schnell durch, was in seiner Brieftasche übrig war, und kam zu dem Schluss, dass er es sich erlauben durfte, sie zu einem weiteren Glas einzuladen, und dass Roger, der Geschäftsführer, ihm schlimmstenfalls Kredit geben würde. Sie reagierte überrascht auf den ungewöhnlichen Ort, die Türklingel, die alte Treppe und das Lokal im zweiten Stock mit seiner sonderbaren Theke, dem Sofa und den an der Wand hängenden Sherlock-Holmes-Bildern. In dieser Nacht gab es keine Jazzmusik, und sie blieben an der leeren Theke stehen, während Roger am anderen Ende ein Kreuzworträtsel löste. Sie wollte den blauen Gin probie-

ren und sagte, ihr gefalle sein Aroma. Dann erklärte sie, dieser Ort fasziniere sie, und sie setzte hinzu, sie hätte sich nie vorgestellt, dass es in Barcelona ein Lokal wie das hier gebe. Coy antwortete, man wolle es bald schließen, weil sich die Nachbarn über den Lärm und die Musik beschwerten; sie hätten ein Schiff betreten, das zur Abwrackwerft unterwegs sei. An ihrem Mundwinkel war ein Tröpfchen Gin Tonic hängen geblieben, und er dachte, zum Glück hatte er nur drei Glas Gin intus, denn mit ein paar mehr hätte er die Hand ausgestreckt, um diesen Tropfen mit den Fingern wegzuwischen; und sie gehörte offenbar nicht zu jenen Frauen, die sich irgendetwas von einem Seemann abwischen ließen, den sie gerade kennen gelernt hatten und den sie mit einer Mischung aus Zurückhaltung, Höflichkeit und Dankbarkeit ansahen. Nun fragte er endlich nach ihrem Namen. Sie lächelte wieder – diesmal erst nach einiger Zeit, als hätte sie sich dafür weit entfernen müssen – und ihre Augen bohrten sich in die Coys; das heißt, sie saugten sich während einer langen und intensiven Sekunde buchstäblich an ihnen fest, und sie sagte ihren Namen. Er überlegte, dass ihr Name ebenso eigenartig wie ihre Erscheinung war, ein Name, der trotzdem gut zu ihr passte und den sie ein einziges Mal laut und langsam aussprach, als das distanzierte Lächeln von ihren Lippen noch nicht ganz verschwunden war. Coy bat Roger um eine Zigarette, damit er sie ihr anbieten konnte, aber sie wollte nicht mehr rauchen. Als er sah, dass sie das Glas an den Mund setzte, und als er hinter dem Glas ihre weißen Zähne bemerkte, die das Eis mit einem feuchten Klirren berührten, blickte er zu der Silberkette hinunter. Sie schimmerte in ihrem offenen Blusenkragen, und ihre Haut wirkte in diesem Licht wärmer als je zuvor. Er fragte sich, ob irgend-

ein Mann all diese Sommersprossen schon einmal bis zum Finisterre gezählt hätte. Ob er sie in aller Ruhe Punkt für Punkt gezählt hätte, in südlicher Fahrtrichtung, wie er es gern getan hätte. Als er nun aufblickte, stellte er fest, dass sie seinen Blick richtig gedeutet hatte, und er spürte, dass sein Herz einmal aussetzte, als sie sagte, es sei Zeit zu gehen.

Aus dem Radio, das die Tochter der Wirtin eingeschaltet hatte, erklang weiter dieselbe Stimme, die nun *Die Königin des Barrio Chino* intonierte. Coy schaltete seinen Walkman aus – Miles Davis monologisierte in *Saeta*, dem vierten Thema von *Sketches of Spain* – und wandte den Blick vom Fleck an der Decke ab. Buch und Kopfhörer fielen auf die Laken, als er aufstand und durch das enge Zimmer lief, das so sehr der Zelle in La Guaira ähnelte, wo er einmal zwei Tage lang gegessen hatte, nachdem Torpedo Tucumán, der Galicier Neira und er selber es satt gehabt hatten, sich von Obst zu ernähren, und an Land gegangen waren, um frischen Fisch für eine Caldeirada-Suppe zu kaufen, und Neira sagte: »Trinkt einen Kaffee und wartet auf mich, fünfzehn Minuten für eine Nummer, und ich bin wieder da.« Kurz darauf hörten sie, dass er aus dem Fenster um Hilfe rief, und sie rannten hinein und schlugen die Kneipe kaputt, sie schlugen alles kaputt, auch die Tische und Flaschen und die Knochen des Zuhälters, der die Brieftasche des Galiciers eingesteckt hatte, und Kapitän Matías Noreña musste übel gelaunt losziehen, um sie herauszuholen, indem er die venezolanischen Polizisten mit einem Packen Dollars bestach, die er danach bis zum letzten Cent von ihrer Heuer abzog.

Er verspürte leise Wehmut, als er sich an das alles

erinnerte. Der Spiegel über dem Waschbecken zeigte seine massigen Schultern und das erschöpfte, unrasierte Gesicht. Er ließ das Wasser so lange laufen, bis es ganz kalt war, und dann spritzte er es sich mit den Händen über Gesicht und Nacken, schnaufte und schüttelte den Kopf wie ein Hund im Regen. Er rieb sich kräftig mit einem Handtuch trocken, und einen Moment lang betrachtete er sich, ohne sich zu bewegen, die kräftige Nase, die dunklen Augen, die groben Züge, als schätzte er die Möglichkeiten ab, die zu seinen Gunsten sprächen. »Absolut null«, entschied er. »Bei dieser Puppe kannst du nie und nimmer landen.«

Er zog die Kommodenschublade auf, holte sie ganz heraus und tastete sie hinten ab, bis er den Umschlag fand, in dem er sein Geld aufbewahrte. Es war nicht viel, und in den letzten Tagen war es gefährlich zusammengeschmolzen. Er blieb eine Weile regungslos stehen, um über seine Idee nachzudenken, schließlich lief er zu dem Schrank und holte den Beutel mit seinen kümmerlichen Habseligkeiten heraus: ein paar zerlesene Bücher, die Offiziersschulterstücke, deren Vergoldung sich allmählich moosgrün verfärbte, Jazzkassetten, ein kleines Fotoalbum im Brieftaschenformat – das Schulschiff *Estrella del Sur*, das beim Wind segelte, Torpedo Tucumán und der Galicier Neira an der Theke einer Rotterdamer Kneipe, er selber mit den Ärmelstreifen eines Ersten Offiziers, der sich auf die Reling der *Isla Negra* stützte und unter der Brücke von Brooklyn durchfuhr – und der Holzkasten, in dem sein Sextant lag. Es war ein guter Sextant: ein Weems & Plath mit sieben Filtern, aus Schwarzmetall und mit einem vergoldeten Messingbogen, den Coy auf Raten gekauft hatte, gleich nachdem er die Prüfung als Erster Offizier bestanden und die erste Heuer erhalten hatte. Die Satellitensysteme zur

Schiffsortsbestimmung bedeuteten das Todesurteil für dieses Instrument, aber jeder Seemann, der stolz auf seinen Beruf war, kannte dessen Zuverlässigkeit, die vor einem Ausfall der Elektronik sicher war, wenn man die Mittagsbreite bestimmen wollte, sobald die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel erreichte, oder wenn man nachts einen niedrig stehenden Stern am Horizont beobachtete: nautische Ephemeriden, Tabellen, drei Minuten Berechnungen. Wie Militärs ihre Waffen pflegten und sauber hielten, ebenso hatte Coy in all diesen Jahren dafür gesorgt, dass der Sextant von salzhaltiger Feuchtigkeit und Schmutz frei blieb, hatte die Spiegel geputzt und mögliche Seiten- und Indexfehler überprüft. Selbst jetzt, da er keinen Schiffsboden unter den Füßen hatte, nahm er den Sextanten meistens auf seine Spaziergänge an der Küste mit, um Peilstandlinien zu berechnen, während er auf einem Felsen saß und der Horizont der offenen See vor ihm lag. Diese Gewohnheit stammte aus der Zeit, in der er als Kursant auf der *Monte Pequeño* fuhr, seinem dritten Schiff, wenn er die *Estrella del Sur* mitzählte. Die *Monte Pequeño* war ein 275000-Tonner von Enpetrol, und Kapitän Don Agustín de la Guerra verlieh dem Moment der Mittagshöhe gern eine gewisse Feierlichkeit, indem er die Offiziere zu einem Gläschen Sherry einlud, nachdem sie und die jungen Kursanten ihre Berechnungen verglichen hatten, während sie gemeinsam an der Brückennock standen, der Kapitän die Uhr in der Hand hielt und die anderen die Sonne am Horizont durch die Rauchglasfilter ihrer Instrumente anpeilten. Der Kapitän war einer von der traditionellen Schule, ein bisschen altmodisch, aber ein ausgezeichnete Seemann aus jener Zeit, als die Großtanker mit Ballast durch den Suezkanal zum Persischen Golf fuhren und mit ihrer Ladung

rund um Afrika, am Kap der Guten Hoffnung vorbei, zurückkehrten. Einmal warf er einen Obersteward die Treppe hinunter, weil dieser ihm frech geantwortet hatte; und als sich die Gewerkschaft beschwerte, antwortete er, der Obersteward habe Glück gehabt, weil er ihn andert-halb Jahrhunderte früher am Großmast aufgeknüpft hät-te. »Auf meinem Schiff«, sagte er eines Tages zu Coy, »ist man mit dem Kapitän einverstanden, oder man hält den Mund.« Das war bei einem weihnachtlichen Festessen, als im Mittelmeer ein äußerst schlimmer Gegenwind blies: ein schwerer Sturm der Stärke 10, der sie zwang, vor Kap Bon die Fahrt zu verlangsamen. Coy, der als Kursant der See-fahrtschule an Bord war, hatte einem beiläufigen Kom-mentar des Kapitäns widersprochen; sogleich schleuderte dieser die Serviette auf den Tisch und erklärte, auf seinem Schiff ... und so weiter. Dann schickte er ihn auf Wache nach draußen, zur Steuerbord-Nock, wo Coy die nächsten vier Stunden im Dunkeln verbrachte, dem schneidenden Wind, dem Regen und der Gischt ausgesetzt. Don Agustín de la Guerra war ein eigentümlicher Überlebender frühe-erer Zeiten, despotisch und hart an Bord; doch als ihm in einer Nacht, während Regen und Hagel die Radargeräte im Ärmelkanal überforderten, ein panamaischer Frachter mit einem russischen und betrunkenen Wachoffizier den Bug ins Heck rammte, konnte er den Tanker freibekom-men und nach Dover bringen, wobei er keinen Tropfen Rohöl verlor und dem Unternehmen die Abschleppkosten ersparte. »Jeder Geistesschwache«, sagte er, »kann jetzt rund um die Welt fahren und braucht dabei bloß auf Knöp-fe zu drücken; aber wenn die Elektronik kaputtgeht oder wenn es den Amerikanern einfällt, ihre verfluchten Satelli-ten, dieses Teufelszeug, abzuschalten, oder wenn dir ein

bolschewistischer Schweinehund mitten im Ozean genau in den Arsch fährt, dann bringen dich ein guter Sextant, ein Kompass und ein Chronometer immer noch in die richtigen Fahrwasser. Also übe, Junge. Übe!« Coy gehorchte und hatte Tage, Monate und Jahre unermüdlich geübt; später hatte er mit demselben Sextanten auch schwierigere Beobachtungen in finsternen und gefährlichen Nächten oder bei heftigen Stürmen kennen gelernt, die über den Atlantik von einem Ende zum anderen fegten, während er sich durchnässt an der Reling festhielt. Wenn der Bug wütend stampfte, drückte er ein Auge an den Sucher und lauerte verzweifelt auf das Erscheinen der zarten Goldscheibe inmitten der Wolken, die der Nordwestwind vor sich hertrieb.

Er empfand leise Schwermut, als er das vertraute Gewicht des Sextanten in der Hand hielt, den drehbaren Arm bewegte und hörte, wie dieser an der Zahnstange entlangglitt, auf der die Gradzahlen jedes Erdmeridians von 0 bis 120 angegeben waren. Nun berechnete er, wie viel er dafür von Sergi Solàns verlangen würde, der das Instrument seit Jahren bewunderte; denn Sergi sagte oft, wenn sie zusammen ein Gläschen im Schilling tranken: »Sextanten wie der hier werden nicht mehr hergestellt.« Sergi war ein guter Junge, der beinahe alle Getränke bezahlte, seitdem Coy an Land bleiben musste und kein Geld mehr hatte, und er nahm es ihm nicht übel, dass er in der Nacht damals mit Eva ins Bett gegangen war, als die Brasilianerin ein T-Shirt anhatte, das für ihre BH-Größe 95 wahn-sinnig eng war, wobei sie nie einen BH trug, und als Sergi zu betrunken war, um sie ihm auszuspannen. Zusammen mit Coy hatte er die Seefahrtsschule besucht und war mit ihm ein paar Monate auf demselben Schiff gefahren; sie

waren beide als Kursanten auf der *Migalota*, einem Ro/Ro-Schiff von Rodríguez & Saulnier, und jetzt war er Erster Offizier auf einem Fährschiff der Transmediterránea, das zweimal wöchentlich auf der Strecke Barcelona–Palma fuhr, und bereitete sich auf seine Kapitänsprüfung vor. »Das ist wie Busfahren«, sagte er. »Aber wenn man einen Sextanten wie den hier in der Kajüte hat, fühlt man sich immer noch als Seemann.«

Er stellte den Arm auf die Mitte des Gradbogens ein und legte den Weems & Plath vorsichtig in seinen Kasten zurück. Dann ging er zur Kommode, klappte seine Brieftasche auf und holte die Karte heraus, die ihm die Frau vor drei Tagen gegeben hatte, als sie sich an der Ecke der Ramblas verabschiedete. Auf dem Kärtchen fehlten Adresse und Telefonnummer, es gab nur den Vornamen und einen einzigen Familiennamen: Tänger Soto. Darunter hatte sie in runden und akkuraten Buchstaben mit einem Kreis als Punkt auf dem einzigen *i* die Adresse des Madrider Marinemuseums geschrieben.

Als Coy den Deckel des Sextanten schloss, pfiff er *Sambanacht in Puerto España*.

Inhaltsverzeichnis

I.	Das Los Nummer 307	9
II.	Die Trafalgar-Vitrine	51
III.	Das verschwundene Schiff.....	85
IV.	Länge und Breite.....	125
V.	Der Nullmeridian.....	173
VI.	Über Ritter und Knappen	215
VII.	Ahabs Dublone	255
VIII.	Der Besteckpunkt.....	289
IX.	Frauen auf dem Vorschiff.....	335
X.	Die Korsarenküste.....	373
XI.	Das Sargassomeer	413
XII.	Südwest zu Süd	459
XIII.	Der Meister der Kartographie.....	503
XIV.	Das Geheimnis der grünen Langusten.....	545
XV.	Die Regenbogen des Teufels.....	581
XVI.	Der Friedhof der namenlosen Schiffe	615